



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# **Bäuerliches Hauswesen und Tagewerk im alten Niedersachsen**

**Bomann, Wilhelm**

**Weimar, [1933]**

3. Kapitel: Auf dem Hofe.

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-81260](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-81260)

### 5. Auf dem Hofe.

An der Rückseite des Hauses befindet sich der Hausgarten. In ihm zieht die Bäuerin die zum Kochen erforderlichen Gewürzkräuter und mancherlei Gemüse, neben den herkömmlichen Obstbäumen, Ziersträuchern, Buschrosen und Blumen, wie sie der Bauer liebt, wo aber auch Heilpflanzen, die als Heilmittel bei Verletzungen und anderen Krankheiten dienen, gepflegt werden. Beliebt sind besonders die „Teublumen“, d. h. Gliederblüten und Kamillen, die in der Sonne getrocknet und in einem Stoffbeutel für Krankheitsfälle aufbewahrt werden. Als Zierblumen kommen gewöhnlich in Frage: Akelei, Rittersporn, Beweritt (Räucherkraut), Schwertlilien, Pfingstrosen, Goldlack u. a., die aus uralten Samenhändlungen in Bardowiek meistens stammen.

Von jeher gehörten zu jedem größeren Bauernhofe der Heide neben dem Wohnhaus noch eine Reihe anderer Baulichkeiten: Ställe, Scheunen, Wagen-, Torf- und Heideschauer (Wagen-, Torf- und Heidschuer), sowie Badhaus. Unter ihnen ist der turmartige Speicher (Spieker) besonders beachtenswert (Abb. 35 oben). Er ist ein zweistöckiger Fachwerkbau mit Bretterbekleidung von starkem Eichenholz und ruht meistens auf unbehauenen Findlingen, die in geringer Entfernung voneinander über der Erde liegen und dadurch unter dem Fußboden einen freien Raum mit Luftzufuhr von allen Seiten schaffen. Dadurch wird es sogar möglich, im Notfall den ganzen Speicher zu versetzen. In Misselhorn ist vor Jahren ein solcher, der zu nahe am Wege stand, mit Hilfe von Hebeln, Rollen und vorgespannten Pferden wohl 20 m weit verrückt. Der Spieker enthält in seinem Erdgeschoß zwei Räume, die durch getrennte, gewöhnlich aber dicht nebeneinander liegende Türen zugänglich sind. In dem einen bringt der Imker gewöhnlich seine Imkereigeräte einschließlich Wachs- und Honigpresse unter, auch Wachs und Honig. Sie werden besonders gehütet und dürfen nicht mit Fettstoffen in Berührung kommen. In dem anderen Raum werden im Sommerhalbjahr die Flachsbereitungsgeräte einschließlich der auseinander genommenen Einzelteile des Webstuhles sowie Wollfragen und im Winter die geräucherten und gepökelten Fleisch-, Wurst- und Speckvorräte und andere Eshwaren aufbewahrt. Er birgt ferner Kleiderschränke mit dem Zeuge, besonders dem Sonntagsstaat des Hofbesizers und seiner Familie. Das Obergeschoß enthält nur einen großen Raum, der zur Aufbewahrung des gedroschenen Kornes dient; Holzverschlüge trennen die verschiedenen Sorten. Zu ihm führt meistens eine außen an der Siebelseite angebrachte Treppe hinauf, die oben unter dem weit überstehenden Dache auf einem Absatz endet, von dem man zur Tür gelangt; diese Treppe gibt dem Speicher der Heide sein charakteristisches Aussehen (daher „Trippenspieker“). Ist noch ein Bodenraum darüber vorhanden, so dient dieser zur Aufbewahrung von leichten Ader- und Gartengeräten, wie Sensen, Spaten, Schaufeln, Harten u. dgl. Eine Treppe im oberen Raum vermittelt dessen Zugänglichkeit. Das Dach ist gewöhnlich ohne Walm, im Gegensatz zu den übrigen Baulichkeiten. Die Schlüssel zum Speicher pflegt die Bäuerin in eigene Verwahrung zu nehmen. Da die Speicher besonders sorgfältig gezimmert sind, so sind sie häufig aus älterer Zeit vorhanden als die übrigen Gebäude des Hofes.<sup>46)</sup> Kleine bauliche Verschiedenheiten zeigen sich hin und wieder besonders bei den Treppenanlagen.<sup>47)</sup>

<sup>46)</sup> Einer von 1586 steht in Hiesler bei Hermannsburg, abgebildet bei Lindner S. 144, Abb. 240. Der älteste

Als weiteres abgesondertes Gebäude ist die große Scheune (Hauschün) mit offenem Wagenstauer (Anschur) zu nennen (Abb. 35 unten). Vom Badhaus wird in einem späteren Kapitel ausführlich die Rede sein. Auf dem Knopschen Hofe in Hornbostel enthielt die Scheune auch die „Rüterkammer“ und den Rüterstall für den einquartierten Kavalleristen — die Königl. hannoversche Kavallerie stand den größten Teil des Jahres in dieser Weise auf den Dörfern —; beide befanden sich sonst meist im Wohnhause.

Der Bauer, der weit entfernt von der nächsten Stadt wohnt und bei allen seinen Arbeiten im wesentlichen auf sich selbst angewiesen ist, hat deshalb auch das Streben, sich nach Möglichkeit unabhängig von der Hilfe fremder Personen zu machen. Er hat sich deshalb in einer Scheune oder an einer anderen geeigneten Stelle einen Raum (Geschirrkammer) mit Werkzeugen der verschiedensten Art eingerichtet. In dieser Werkstatt wird während des Winters alle mögliche Arbeit verrichtet, die der Ausbesserung von Geräten, von Hofeinfriedigung und Hauseinrichtung dient. Auch ein Schleifstein (Sliepstein) zum Schärfen der Äxte, Beile und Schaffscheren fehlt nirgends.

In der Werkstatt wurden auf vielen Höfen auch die Holzschuhe (Holschen) und Holzpantinen angefertigt, die in älterer Zeit besonders in Moor- und Marschengegenden von Männern und Frauen allgemein getragen wurden. Im Winter bei Schnee, der sich unter dem Holzschuh allzusehr festballte, trat der lederne Schaffstiefel (Stebel) oder der Lederschuh (Schauh) an ihre Stelle; auch bei Feldarbeiten zog man diese an, und beim Pflügen knöpften der Knecht wohl auch weißleinene, vom Schneider genähte Gamaschen über den Lederschuh, um keine Erde hineinfallen zu lassen.

Über die in der Heide übliche Form der „Holschen“, die Pantinen, sei hier einiges Nähere eingefügt.<sup>48)</sup> Sie bestehen aus einem dicken Holzunterteil, der Sohle, und einer Lederkappe

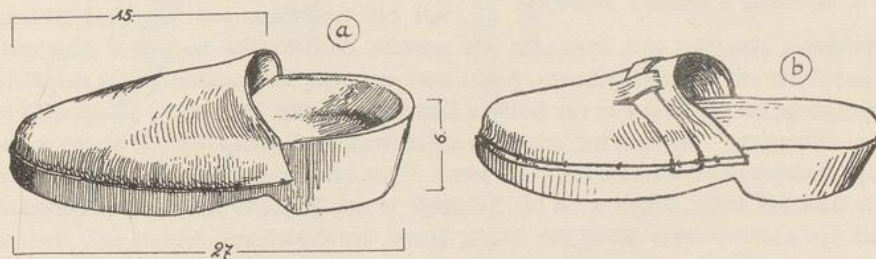


Abb. 36. Holzpantinen aus der Heide.

für Zehen und Spann, die mit Eisendraht an der Holzsohle befestigt wird. Angefertigt werden sie von dem Schäfer, auch wohl einem älteren Knecht oder dem „Unkel“, einem auf dem Hofe unverheiratet verbliebenen jüngeren Bruder des Besitzers. Es wird Ellern-, Pappeln-, Linden- oder Birkenholz verwendet. Das letztere ist zwar schwerer als die vier

datierte, von 1550, in Brödel: Lüneb. Heimatbuch II S. 78, wo S. 115 Baurat Schlöbde auch eine Konstruktionszeichnung des „fahrbaren“ Speichers, auch „Sahlschün“ genannt, bringt.

<sup>47)</sup> Das Celler Museum besitzt eine Sammlung von ca. 30 Aquarellbildern nach Speichern der Südheide von Reg.- und Baurat Hans Fleck, von denen keiner ganz dem andern gleicht.

<sup>48)</sup> Vgl. auch Niedersachsen XV 254, 317, 336, 389 und jetzt Ernst Bod, Alte Berufe Niedersachsens S. 37.

erstgenannten, aber es ist auch fester und infolgedessen auch haltbarer, weshalb es vielfach den anderen Hölzern vorgezogen wird. Es werden Stämme verschiedener Stärken verarbeitet; je dicker sie sind, um so vorteilhafter ist es, doch stehen solche nur selten zur Verfügung, da deren anderweitige Verwendung meistens einen größeren Nutzwert erzielt. Die Stämme werden zuerst in Enden von der Länge der Pantinen gesägt. Es geschieht dieses gewöhnlich mit der Handsäge, doch tritt die von zwei Männern gehandhabte Karssäge (Abb. 38 c) an deren Stelle, wenn es sich um die Zerkleinerung einer größeren Anzahl Stämme handelt. Diese Stammenden werden nunmehr in Teile, die der ungefähren Größe der Holzsohle entsprechen, gespalten. Zu diesem Zweck wird die Schneide eines Handbeils oder einer Art auf die obere Fläche der aufrecht gestellten Stammenden gesetzt und dann mit einem

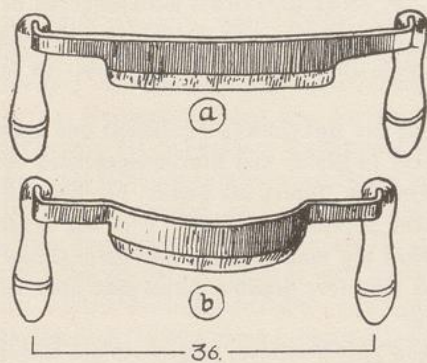


Abb. 37.

a Zugmesser, b krummes Zugmesser.

Holzschläger (Holzlee oder Klöppler, Abb. 38 b) auf das Beil oder die Art geschlagen, sie damit wie einen Keil hinein treibend. Hierauf erfolgt vermittelt des Handbeils die äußere Behandlung und Verkleinerung der abgespalteten Hölzer ungefähr bis zur Dicke und annähernden Form der Sohle, die dann auf der Zugbank (Zugbank, Abb. 38 d e) mit dem Zugmesser (Zugmesser) (Abb. 37 a) oder dem „Knief“ (Abb. 38 f) weiter herausgearbeitet wird. Nunmehr wird deren Absatz geformt. Zu diesem Zweck wird die Sohle mit ihrem Vorderende in der Zugbank festgehalten und mit der Handsäge, der Höhe des Absatzes entsprechend, eingesägt und dann von der unteren Vorderhälfte nach dem Sägeschnitt ein Hohlraum mit dem Beil gehauen, ferner aber auch nach der vorderen Spitze eine kleine Abschrägung, die das Gehen in der fertigen Pantine wesentlich erleichtert. Zuletzt wird die obere — Innenseite — mit dem krummen Zugmesser (krumme Zugmesser, Abb. 37 b) etwas ausgehöhlt und geplättet, wodurch ein bequemeres Sitzen und Anschmiegen an den Fuß erzielt wird. Auch bei dieser Arbeit wird die Holzsohle in der Zugbank festgehalten. Schließlich erhält der obere vordere Rand der Sohle, soweit die Lederkappe reichen soll, eine mit einem scharfen Messer ausgeschnittene Nute. Nunmehr ist die Holzsohle fertig. Die Lederkappe, deren Form vorher zugeschnitten ist, wird in die Nute hineingebogen und dort mit Eisendraht fest umspannt, der wiederum mit den von dem Draht hergestellten kleinen Krampen in kurzen Abständen festgenagelt wird. Zu den Lederkappen wird gewöhnlich altes Leder oder „Pantinentips“ genommen. (Abb. 36 a). Von einer etwas abweichenden Art von Holzpantinen, die in einem Teil der Lüneburger Heide getragen wird, und deren Herstellung der vorstehend geschilderten nahe kommt, ist ebenfalls eine Zeichnung hinzugefügt (Abb. 36 b).

Auch die im Winter oder bei regnerischem Wetter und auf sumpfigem Boden, z. B. im Moore vielfach getragenen Holzschuhe (Hölstenschuh) oder Holzstiefel (Hölstentäbel), wurden auf ähnliche Weise hergestellt.

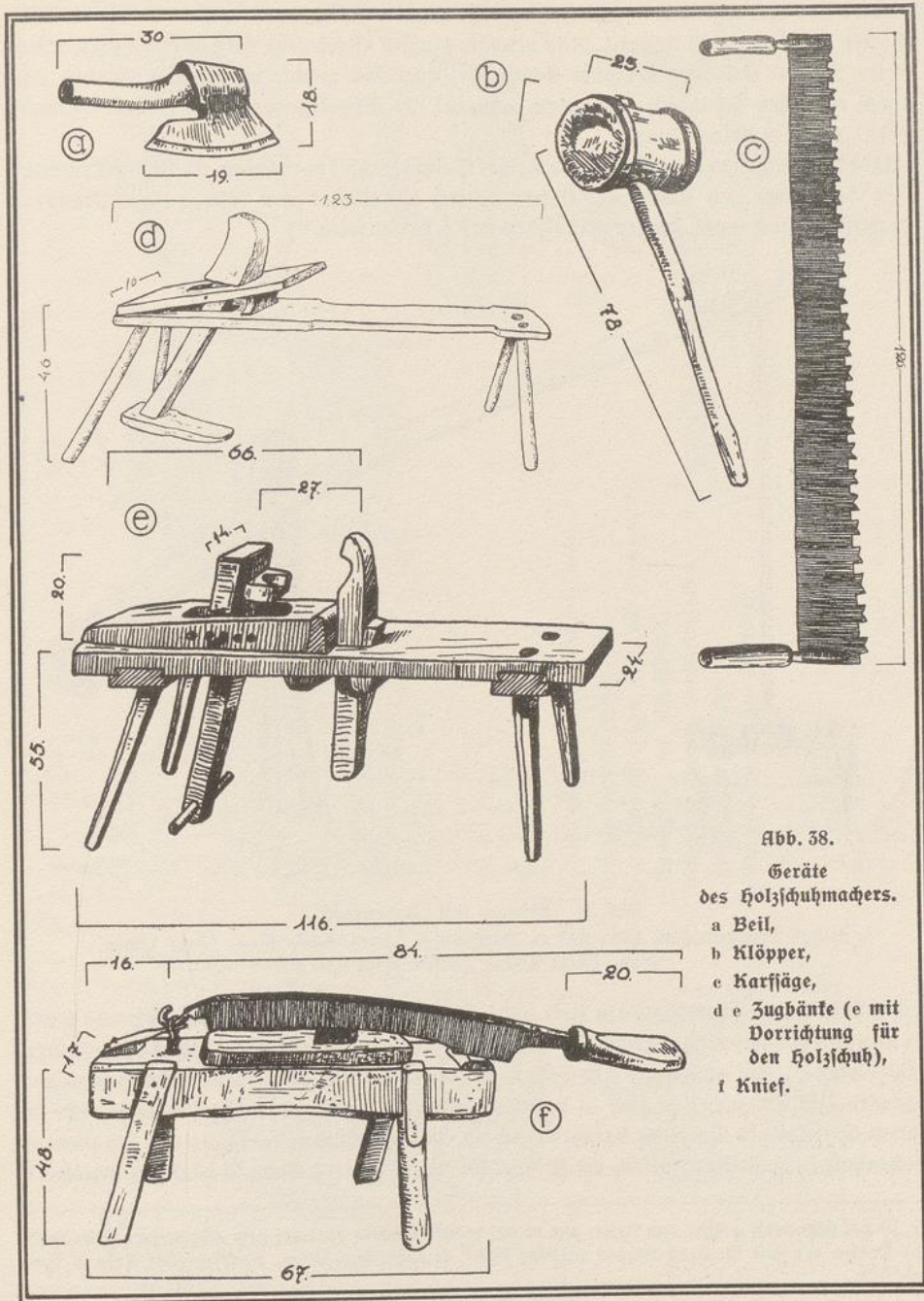


Abb. 38.  
Geräte  
des Holzschuhmachers.  
a Beil,  
b Klöpfer,  
c Karfsäge,  
d e Zugbänke (e mit  
Vorrichtung für  
den Holzschuh),  
f Knief.

Unter den Nebengebäuden des Hofes fehlte früher völlig ein Abort — in vielen Ortschaften so noch vor 50 Jahren. Man benutzte einfach abgelegene Stellen des Hofes, etwa hinter Scheune und Speicher oder Gebüsch; höchstens machte man später Gruben mit einem einfachen Schuttdach und einem Knüppel als Sitzgelegenheit, wie sie jeder Frontsoldat aus dem Kriege kennt.

Auf vielen Bauernhöfen ist noch ein kleiner Teich (Pauel) vorhanden. Er ist der Tummelplatz der Gänse und Enten und liefert zugleich das Wasser zum Löschen eines Brandes, weshalb er auch wohl Feuerpauel (Fürpool) genannt wird.<sup>49)</sup>

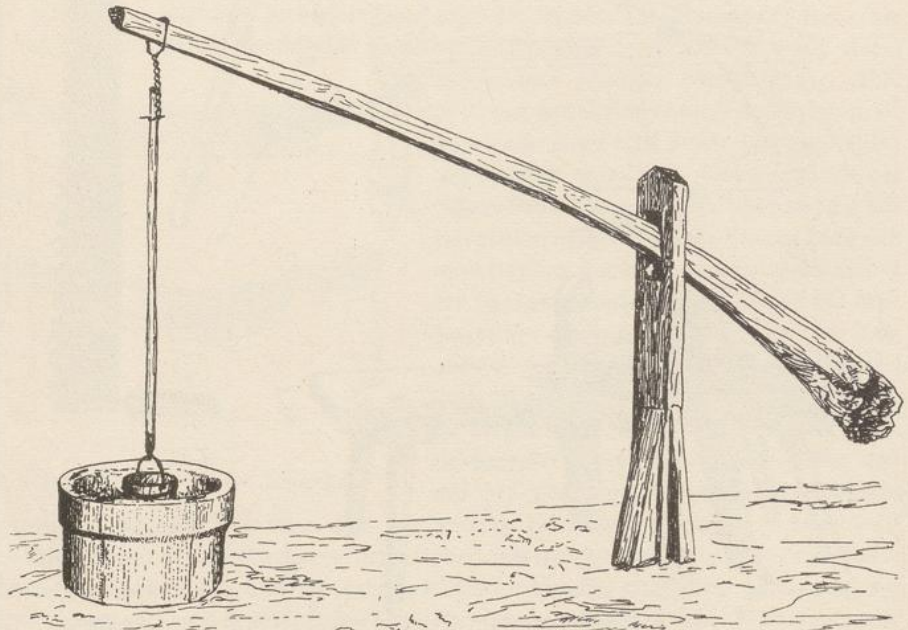


Abb. 39. Brunnen mit „Bornwippe“.

Maße: Brunnenauffatz Höhe 0,65 m, Durchmesser 1,20 m, Schöpfstange Länge 4,00 m, Wippe Länge 8,00 m, Pfosten Höhe 3,50 m.

Ein Bild von hervorragendem Reiz bietet der in der Nähe der Halsdör stehende Hofbrunnen (die Sodwippe) (Abb. 39). Es ist ein Ziehbrunnen mit abgefordert aufgestellter „Bornwippe“. Auf einem bis 4 m hohen, meistens viereckig aus einem Eichenstamm gehauenen Pfosten, zuweilen auch in der Gabelung zweier Äste einer starken Eiche ruht in einem Einschnitt in Querslage balanzierend ein etwa 8 m langer, ebenfalls aus behauenen Eichenholz hergestellter Balken, die Wippe. An ihrem dickeren Ende ist häufig Wurzelwerk

<sup>49)</sup> Ist der Feuerreich größer und tiefer, wie es auf größeren Höfen oder bei dem allgemeinen Feuerreich des Dorfes der Fall ist, dann werden meistens Fische, gewöhnlich Schleien, Karpfen oder Aale in ihm gehalten.

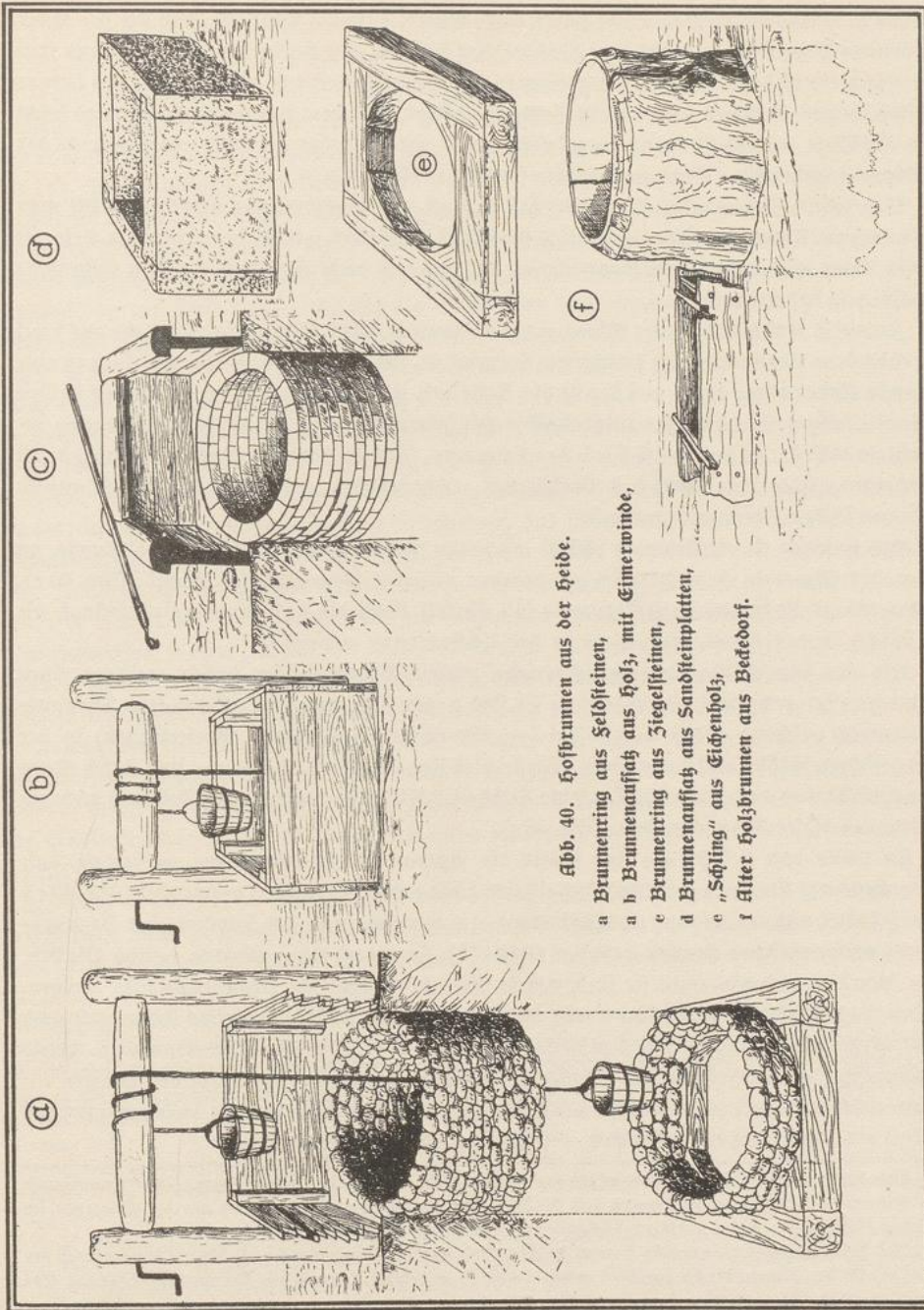


Abb. 40. Hofbrunnen aus der Heide.

- a Brunnenring aus Feldsteinen,
- b Brunnenfass aus Holz, mit Eimerwinde,
- c Brunnenring aus Ziegelsteinen,
- d Brunnenfass aus Sandsteinplatten,
- e „Schling“ aus Eichenholz,
- f Alter Hofbrunnen aus Beateborn.

sitzen gelassen, als Gegengewicht gegen das längere, dünnere Ende, an dem sich die lange hölzerne Brunnenstange mit dem Wassereimer befindet. An Stelle des Wurzelklobens tritt vielfach ein in der Wirtschaft ausgedienter „Grapen“ (s. unten S. 90), der noch mit kleinen Kieselsteinen beschwert ist. Der Wassereimer hängt über dem Brunnenloch. Er wird leicht in die Tiefe zum Wassers schöpfen gelassen sowie mit Hilfe des an dem anderen Ende der Wippe angebrachten Gegengewichtes wieder heraufgezogen.

Diese alten Ziehbrunnen sind heute fast überall verschwunden, nur vereinzelt trifft man sie noch an. Jeder, der ihre eigenartige Schönheit empfindet, wie sie so ganz in das Gesamtbild eines niedersächsischen Bauernhofes passen, wird diese Abkehr von altem Gebrauche aufrichtig bedauern.<sup>50)</sup>

Zuweilen trat an Stelle der Wippe ein Kettenaufzug (Abb. 40 a). Dieser besteht aus zwei neben dem Brunnenauflage errichteten Holzpfosten, zwischen denen in eisernen Lagern eine runde Windwalze ruht; auf ihr ist die Kette mit je einem Wassereimer an ihren beiden Enden aufgerollt. Wird der Windebalken mit seinem eisernen Dreharm in Bewegung gesetzt, so rollt der Eimer in die Tiefe des Brunnens, füllt sich dort mit Wasser und wird durch entgegengesetzte Bewegung des Dreharmes emporgehoben, während zugleich der andere Eimer in den Brunnen hinabsinkt.

Aus weniger tiefen Brunnen schöpft man auch wohl mit einer einfachen Holzstange, an der der Eimer in dem spiralförmig gewundenen eisernen Brunnenhaken hängt (Abb. 40 c). Neuerdings ist der offene Hofbrunnen fast überall durch die Kolbenpumpe verdrängt, die vielfach in das Hausinnere, meist in den Küchenraum, verlegt ist.

Die aus dem Erdboden ausgeschachteten runden Brunnenlöcher haben meistens einen Durchmesser von etwa einem Meter; sie sind gegen Zusammensturz durch eine Steinausfütterung geschützt. Diese besteht bei den älteren aus Feldsteinen (Kieserlingen) in der ungefähren Größe und Form einer abgeflachten Kegelfugel.<sup>51)</sup> Die Fugen sind durch Moos ausgefüllt, das auch unter Wasser seine Frische erhält. In Hermannsburg sind noch mehrere Brunnen dieser Art vorhanden (Abb. 40 a).

An Stelle von Feldsteinen sind später die sogenannten Brunnensteine, gebrannte, entsprechend der Rundung geformte Ziegelsteine (Sod- oder Bornsteine) verwendet (Abb. 40 c). Noch später nahm man auch Sandsteinringe, die aus einzelnen, der Rundung des Brunnenlochs entsprechenden Platten bestehen (Abb. 39). Zu einem Ring gehören meist 6 Platten. Je schmaler und niedriger sie sind, um so älter kann man die Brunnenanlagen schätzen. Eine Fugendichtung durch Moos war hierbei meist überflüssig. Zuweilen finden sich auch viereckige Brunnenlöcher mit Sandsteinplatten von der Breite des Brunneninnern. Durch entsprechende Bearbeitung der Ränder greifen diese ineinander, wodurch den Platten ein unverrückbarer Halt gegeben wird (Abb. 40 d).<sup>52)</sup> Als Unterlage für die Steinausfütterung dient ein starker eichener Rahmen, der Schling (Sling, Abb. 40 e).

<sup>50)</sup> Von einer gelegentlichen Wiedereinführung berichtet Lehrer A. Heitsch in Suderburg: beim Armenhause in Oldendorf I ließ man die Pumpe aus Nachlässigkeit regelmäßig einsrieren, da hat die Gemeinde im Jahre 1921 wieder einen richtigen Ziehbrunnen mit Wippe hergestellt.

<sup>51)</sup> Bei deren Aufschichtung wurde darauf geachtet, daß ungleiche, besonders auch dickere Stellen nach der Außenseite des Brunnenlochs gerichtet gelegt wurden; es erhielt dadurch die Brunnenausfütterung eine größere Festigkeit gegenüber dem Druck des umlagernden Erdreichs.

An die Stelle der Sandsteinplatten traten schließlich fertiggegossene Zementringe, die vermittels der an ihren Rändern vorhandenen Nuten einfach aufeinandergesetzt wurden.

Die offenen Brunnen wurden oberhalb des Erdbodens durch den Brunnenauflatz (Upsatz) geschützt. Anfänglich diente eine viereckige Brettereinfriedigung diesem Zwecke, wie sie auch jetzt noch vielfach bei älteren Brunnen vorhanden ist (Abb. 40 a—c, vgl. Lindner S. 9, Abb. 16 bis 18). Später folgten Einfassungen von Sandstein gleich denen, die im Brunneninnern verwendet wurden. Sie erhielten den nötigen Halt durch eiserne Klammern, die man über die Fugen des oberen Randes legte, zuweilen auch durch eine eiserne Umreifung des ganzen Brunnenauflatzes. Er ist vielfach mit Holzdeckeln gegen Verunreinigung des Brunnenwassers geschützt; an der Seite trägt er häufig die Namen des Hofbesizers und seiner Frau nebst Jahreszahl. Auf Adelshöfen pflegte das Wappen hinzugefügt zu werden (Abb. 39).

Wie man in älterer Zeit diese Brunnen herstellte, das wurde in unserer Gegend zuerst durch einen glücklichen Fund gelegentlich des Bahnbaues Celle—Bergen (1903) ersichtlich. In Beckedorf auf dem Grundstück des Gemeindevorstehers Otte, an Stelle des jetzigen Bahnhofes, fand sich 2 m tief im Erdboden ein Holzring, der sich, herausgenommen, als Rest eines ausgehöhlten Eichenstammes von über 1 m lichte Durchmesser und 13—18 cm Wandstärke erwies; in der Höhe waren etwa 1,30 m erhalten, das übrige abgefällt. Der Baum war einmal durchgespalten; Holzpföcke, die außen darin saßen, mögen für Seile oder Reifen zum Zusammenhalten gedient haben. Einige Eichenbohlen lagen dabei, die mit leichter Mühe zu einer Viehtränke der noch bis vor kurzem bei den Hofbrunnen üblichen Form zusammensetzen waren (Abb. 40 f). Der Fund wurde im Celler Museum geborgen. Teile eines 10 m weiter zutage geförderten ähnlichen, doch etwas kleineren Eichenringes waren schon zu sehr zerstört. Nach mündlicher Überlieferung sollen an dieser Stelle mehrere Höfe im 30jährigen Kriege untergegangen sein; offenbar war man auf deren alte hölzerne Brunnenringe gestoßen. Neuerdings wurden in Bergen noch zwei weitere, ebenfalls etwas kleinere derartige Brunnenringe ausgegraben, einer davon konnte dank dem Eingreifen des verdienstvollen Heimatforschers Präzeptor Römstedt im Berger Museum wiederaufgestellt werden.

Die Funde beweisen die allgemeinere Verbreitung solcher hölzernen, aus einem einmal gespaltenen Baumstamm gehöhlten Brunnenringe. Oberhalb der Erde ließ man nach Ausweis des Celler Exemplars die Rinde sitzen und schrägte den oberen Rand nach innen zu ab.<sup>53)</sup>

<sup>52)</sup> Nach Pastor Bode in Eggestorf im Lüneburgischen sind die ersten Brunnen mit Sandsteinringen in der Heide zur Zeit der Regierung des Herzogs Georg Wilhelm (gest. 1705) von dem derzeitigen Herzoglich Braunschweig-Lüneburgischen General-Postmeister Stechinelli angelegt. Dies geschah, um den Postpferden besseres Wasser zuzuführen, als die älteren Brunnenanlagen boten. Nur auf den Posthöfen befanden sich damals Brunnen mit Sandsteinringen, so daß sich an deren Vorhandensein der Weg der alten Poststraße erkennen ließ. Die Posten fuhren Dienstags und Donnerstags; an diesen Tagen durften die Brunnen zu anderen Zwecken nicht benutzt werden. Bis gegen das Ende des 19. Jahrhunderts wurden vielfach Forellen in die Brunnen gesetzt in der Annahme, daß diese durch Vertilgung aller Unreinlichkeiten das Wasser reinigten.

<sup>53)</sup> Wohl um das Holz gegen die Zerfetzung an der Stelle des schwankenden Wasserstandes möglichst lange widerstandsfähig zu machen, wurde auf eine möglichst dicke Wandung des Ringes augenscheinlich großes Gewicht gelegt, wie aus der stellenweise 18 cm starken Wandung des in Celle geborgenen Brunnenringes zu erkennen ist. Der Stammdurchmesser von 1,36 m läßt nach Aussage Sachverständiger auf ein Alter von

Auf Grund der vorstehenden Ausführungen ergibt sich nunmehr eine Entwicklung der Brunnenanlagen in folgender Weise: 1. aus gehöhltem Eichenstamm, 2. aus Feldsteinen, 3. aus gebrannten Brunnensteinen, 4. aus Sandsteinplatten, 5. Pfostenbrunnen auf dem Hofe, 6. desgleichen im Hausinnern, wozu dann neuerdings vielfach noch die Wasserleitung gekommen ist.

Zur Abgrenzung des Hofraumes diente von alters her einmal die aus Findlingssteinen — roh und gespalten oder behauen — bis zu 1 m aufgeschichtete Mauer (Steinmuer) mit einer Bekrönung von sprießenden Heid- oder Grasfoden (Abb. 41).<sup>54</sup> Sodann der feste „Eikenboltentun“ aus gespaltenen Eichenscheiten, die mit ihrem unteren, im Feuer gehärteten Teile in der Erde stehen und kreuzweis schräg über einen ganz niedrigen Zaun



Abb. 41. Hofmauern.

gestellt sind (Abb. 42, aus Schmarbeck). Mit Recht hat man an die Ähnlichkeit dieses Zauns mit dem „spanischen Reiter“ erinnert<sup>55</sup>); über solche Zäune ging kein Vieh hinüber. Die Steinmuer ist noch vielfach vorhanden, während der eichene Zaun nahezu verschwunden ist, offenbar, weil die großen Eichen immer seltener werden; schon 1618 wurde er im Lüneburgischen verboten, um das Eichenholz zu schonen.<sup>56</sup>)

An ihre Stelle ist meist der „Stakentun“ getreten, auch Stod- oder Spielentun genannt, bestehend aus Holzpfehlern mit Querlatten, durch die senkrecht dünne Holzstäbe (Staken) oder Tannenzweige geflochten werden: er ist gegen 1½ m hoch, die Pfehle stehen etwa 1,50 m voneinander (Abb. 44a). In Grenzbezirken der Heide, z. B. in der Dannenberger Gegend, kennt man Zäune mit wagerecht liegendem, Sluchte oder Schlüchte genanntem Flecht-

etwa 500 Jahren zur Zeit der Fällung des Baumes schließen. Hat er auch nur 100 Jahre als Brunnentheil gedient, so ergibt sich unter Hinzurechnung der 300 Jahre, die seit Zerstörung des Hofes verstrichen sind, eine Gesamtheit von 900 Jahren. Die Eiche, die den Brunnenring lieferte, hat also ihre ersten Blätter schon im Sonnenlicht einer Zeit entfaltet, die der, in welcher Karl der Große die Grundlage zum Reiche Deutscher Nation gelegt hat, noch sehr nahe war, vielleicht sogar ihr noch angehörte.

<sup>54</sup>) Sie wurde mit Moos verzwickt und hinterwärts mit Erde angeschüttet. Die Festgabe f. d. XV. Versammlung deutscher Land- und Forstwirte in Hannover 1852, S. 190f., erwähnt sie als im Lüneburgischen herkömmlich.

<sup>55</sup>) Lüneb. Heimatbuch II S. 74, wo ein solcher Zaun aus Willighausen, allerdings ohne den stützenden niedrigen Stangenzaun darunter, abgebildet ist. Ein weiteres Beispiel aus Wesel bei Wilsede zeigt R. Linde, Die Lüneb. Heide S. 102. Dagegen ist der bei Lindner S. 2, Abb. 4, abgebildete Zaun aus Volkwardingen bei Soltau irrtümlich als Eikenboltentun bezeichnet, es ist in Wirklichkeit ein „Stakentun“. Auch der Besitzer des obengenannten Zaunes in Schmarbeck verwechselte bei Erkundigung durch den Verfasser zunächst die Bezeichnungen, gab aber sogleich die Möglichkeit seines Irrtums zu. Bei Ebstorf soll die Benennung „Heidun“ gebräuchlich sein (Lehrer Gehr in Hornbostel).

werk aus Weiden- oder Birkenstäben. Sie sind etwas niedriger und die Pfähle stehen dichter, bis 40 cm, zusammen (Abb. 44 b).<sup>56)</sup>

Aber auch diese sind selten geworden, um Platz für Lattenzäune oder in neuerer Zeit für Drahtzäune zu machen. Dieser Ersatz für den alten Eichenbolttentun ist sehr zu bedauern. Er paßt nicht in das urwüchsige Landschaftsbild von Haus und Hof, Heide und Wald.

Die Einfahrt auf den Hof, das Hofstor (Dorweg, Heß), liegt der großen Missendör gegenüber, wo es die Lage des Hofes gestattet. Sie hat eine Weite von etwa 3 m. An ihren beiden Seiten steht je ein Türpfosten, zwischen denen „dat Dor“ sitzt (Abb. 42—44). Es ist einflügelig und, gleichwie die beiden Pfosten, so hoch wie die Einfriedigung des Hofes. Befestigt wird das Tor an dem rechts vom Eingange stehenden Türpfosten durch die „Dor-

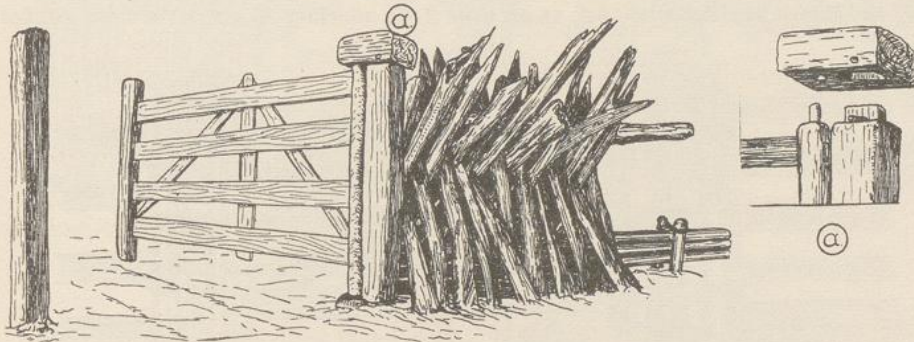


Abb. 42. Hofstor mit „Eichenbolttentun“.  
(a hölzerne Torangel.)

wee'n“, zwei aus Weidenruten kunstvoll von dem Bauern geflochtene Kränze, die oben und unten um den Pfosten und zugleich um das Tor geschlungen werden und eiserne Krampen und Hespern ersetzen. Ein gleicher Weidenkranz bildet auf der anderen Seite den Verschluss des Tores. Der „Dorwee'n“ hängt dort zwischen den beiden oberen Latten des Tores und wird, um dieses zu verschließen, einfach über den Kopf des dort stehenden Pfostens gelegt. Dieser einfache Verschluss genügte in alten Zeiten durchaus. Später trat an seine Stelle ein zweitüriger Torweg aus Latten, der mit seinen Seiten an den beiden Torpfählen rechts und links der Einfahrt mit eisernen Krampen und Hespern befestigt war. Er wurde gewöhnlich durch einen „Holstücker“ in der Mitte zusammengehalten. — Die Verbindung zwischen Torpfosten und den Torflügeln ist vielfach noch durch einfache Vorrichtungen ganz in Holz hergestellt (Abb. 42 und 43: die letztere findet sich mit eisernem Dorn, der sich unten in einer eisernen Nute dreht, in Poiken).

<sup>56)</sup> Man nennt sie dort ebenfalls Stakentun, auch Stappeltun oder Spürkeltun. Häufig findet sich dabei der unten geschilderte Wippendorweg, hier Slopp oder Schlopp genannt (Mitt. von Lehrer A. Bergmann, Breselenz). Auch in Meinerßen nennt man eine „offene, meist nur notdürftig hergestellte Umzäunung“ einen „Sluchter“; Bierwirth S. 62. Ein loses Tor zum Vorstellen heißt dort Sleepe oder Schoort, ebd. S. 42 und 58.

Der Torweg wird meistens verschlossen gehalten und nur zur Durchfahrt geöffnet. So kann das auf dem Hofe sich frei bewegende Vieh, namentlich die zahlreichen Schweine, die sich an den überall auf dem Erdboden herumliegenden Eicheln gütlich tun, sowie die meistens vorhandenen Gänse, nicht hinauslaufen.

Von dem Hofstor pflegt in der Südheide ein aus 10—15 cm dicken Holzstämmen hergestellter Knüppeldamm bis nach der Missendör zu führen, der die Einfahrt auf den Hof und in das Haus auf die Däl sehr erleichtert. In der Nordheide ist der Knüppeldamm nicht gebräuchlich.

Eine Fußgängerpforte (Pauerte, Porten) findet sich nur selten vor. An deren Stelle ist der Stegel angebracht, der zum Übersteigen des Hofzauns dient. Er wird in der Weise errichtet, daß ein 10 cm breites Brett in Tritthöhe derartig durch den Zaun geschoben und auf Holzstützen befestigt wird, daß es an jeder Seite ungefähr 35 cm hervortritt. Genügt

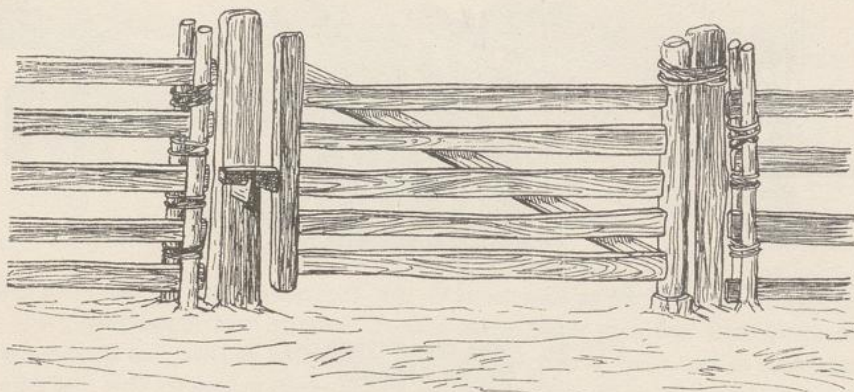


Abb. 43. Hofstor mit „Slufter“.

ein derartiger Tritt nicht, so wird ein zweites höheres Brett kreuzweise darüber oder daneben angebracht (Abb. 44).

Ein besonderer Teil des Hofes ist häufig dem wertvollsten Haustier vorbehalten, dem Pferde. Ihm widmet der hannoversche Hofbesitzer eine ganz besondere Zuneigung. Falls die Verhältnisse es ihm gestatten, trachtet er danach, dieses Haustier selbst zu züchten, und hält deshalb unter seinen Pferden häufig auch Stuten, die durch Blut und Bau zur Zucht geeignet sind. Zur Aufzucht richtet er dann an tunlichst ruhiger Stelle des Hofes einen Pferdelaufhof (Peerhoff) ein, der von dem übrigen Hofe durch einen Zaun (Sluftertun) abgeteilt und mit dem „Wippendorweg“ verschlossen ist (Abb. 44 unten, vgl. auch Lüneburger Heimatbuch II S. 688). Dieser hängt an einem Querbaum, der sich mit seinem einen Ende auf dem rechts vom Eingang stehenden Türpfosten in einem Zapfen wagerecht drehen und nach dem links befindlichen Pfosten schwingen läßt. Hier findet er einen Stützpunkt in einer Holzklammer. Um das Öffnen und Schließen zu erleichtern, hat der Querbaum am Ende eine Verdickung, ähnlich wie die Brunnenuippe. Auf dem Laufhofe wird dem Mutterpferde mit seinem Füllen möglichst viel freie Zeit zum Bewegen und Umher-

tummeln gewährt. Größere Züchter pflegen an Stelle des Laufhofes oder neben ihm größere Weidekoppeln auf ihrem Grundbesitz im Anschluß an den Hof oder weiter draußen einzurichten, die, mit prächtig grünem Gras bewachsen, sich in Wiesen und Felder hinein erstrecken.

Man kann es wohl verstehen, wenn sich der niedersächsische Bauer wie ein kleiner König fühlt im eigenen Reich. Ganz besonders gilt das von den großen „einstelligen Höfen“, die

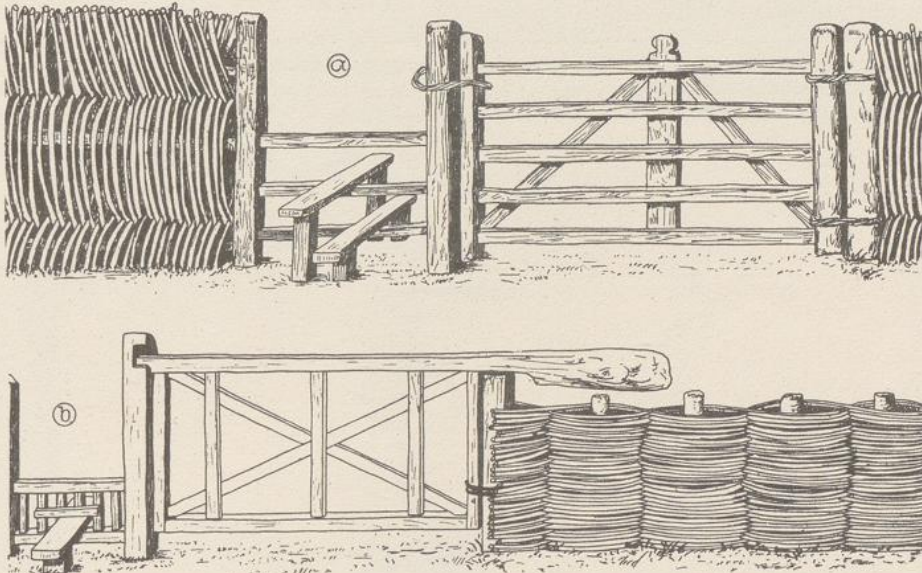


Abb. 44. Hofsture mit Statentun und Stegel.  
(b mit Wippentorweg.)

abseits von geschlossenen Dörfern für sich allein, umrauscht von einem Kranze mächtiger Eichen, inmitten weiter Heide oder unwegsamen Fuhrenwaldes versteckt liegen. Gewöhnlich fließt ein Bach in ihrer Nähe vorbei, an dessen Ufer saftige Weiden prangen, und soweit das Auge reicht, gehört alles in der Umgebung, Feld und Wald und Heide, zum Hofe.

Aber Besitz tut es nicht allein. Es ist ein ferniger, aufrechter Menschenschlag, dem unser „Heidjer“ angehört, und das ist er trotz mancher bedauerlichen Abwendung von der Väter Art auch bis heute geblieben: aufrichtig in seinem überzeugungsvollen Gottesglauben; fest in seiner Königstreue und seinem Rechtsgefühl; voll glühender Anhänglichkeit an seine niedersächsische Heimat und voll Stolz auf seinen ererbten Hof, in dessen Besitz seine Vorfahren vielfach schon während mehrerer Jahrhunderte waren.<sup>57)</sup> Diesen durch Treue, un-

<sup>57)</sup> Der Vollhof Wietfeld in Bennebestel bei Celle gehört der Familie seit 1547, wo ein Wietfeld hier ein-

ermüdlige Tätigkeit und Fürsorge zu erhalten und zu vermehren, sieht er als seine höchste Aufgabe an. So entsteht das trohige Selbstbewußtsein, das gegen fremde Einmischung abweisend und gegen Kränkung empfindlich ist, so aber auch das starke Pflichtgefühl, das immer fragt: Was kann der Hof tragen? Was dient zu seinem Besten?

Wie auf unseren Heidehöfen bisher diese Pflichten erfüllt worden sind mit einfachen, altüberlieferten Mitteln, aber in harter und zugleich gediegener, sorgfamer, bis ins kleinste zuverlässiger Arbeit, davon sollen die folgenden Kapitel handeln. Die Gesinnung, aus der solches Wirken und Schaffen entsprang, bleibt unserer Heimat hoffentlich auch unter noch so sehr veränderten Verhältnissen erhalten.

---

heiratete; vorher, seit 1437, gehörte der Hof der Familie Deppenhorn. E. Reinstorf hat allerdings errechnet, daß eine Hofstelle im Lüneburgischen durchschnittlich nur 114 Jahre in der männlichen Linie der Familie forterbt; Ztschr. der Zentralstelle für niedersächsl. Familiengeschichte I S. 138.